Geisterfall

Saat des Paktes 1

von Saskia Dreßler

weltenruder

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

1. Auflage, Mai 2026

Veröffentlicht im Weltenruder Verlag
Ein Imprint der Prepon UG (haftungsbeschränkt), Stuttgart
© 2026 Prepon UG (haftungsbeschränkt), Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden. Die Nutzung für Text- und Data-Mining gemäß § 44b UrhG behalten wir uns ausdrücklich vor.

Lektorat: Melanie Schneider | seitenreise.net
Korrektorat: Susanne Knopp
Sensitivity Reading: Thủy-Tiên Nguyễn | @storiesbythuy
und Việt Đức Phạm | @vietd.pham_
Umschlaggestaltung: Ming Gao, Claus R. Kullak
Umschlag- und Innenillustrationen: Ming Gao | doombloomart.com
Daumenkino: Freya Petersen | @freyapetersen_autorin
Satz aus der Garamond Premier Pro: Claus R. Kullak
Druck und Bindung: BookPress
Printed in the EU

ISBN: 978-3-911259-06-4
www.weltenruder.de

Für alle, deren Gedanken manchmal Stolpersteine sind.
Und für alle, die trotz des Stolperns weiterlaufen.

Anmerkungen

Zur Transkription

Dieser Text verwendet japanische Begriffe. Diese werden zur leichteren Lesbarkeit transkribiert. Dafür wurde sich für das Hepburn-System (DIN 32708:2014-08) entschieden. Weitere Informationen zur Transkription sind hier zu finden: Hadamitzky, W. (2005). Linguapedia: Romanization Systems. Wolfgang Hadamitzky. Online verfügbar: https://www.hadamitzky.de/english/lp_romanization_sys.htm

Zur Verwendung der Ansprachen und Höflichkeitsformen

In Absprache mit meinen beiden Sensitivity Reader*innen Thủy-Tiên Nguyễn & Việt Đức Phạm habe ich beschlossen, dass ich mich an das japanische System der Ansprachen mit -san, -chan, -sama oder -kun halte.

Wichtig dabei ist: Je nach Kontext variiert die Ansprache und zeigt auch den individuellen Charakter der Figuren und deren Beziehungen zueinander. Weiter wird eine höfliche Ansprache nicht immer benutzt, wenn über eine Figur gesprochen wird.

Positive Tags

Urban Fantasy mit japanischer Mythologie, Slowburn-Charakterentwicklung, Verarbeitung der Vergangenheit, Heldin überwindet ihre Ängste, Hinterfragen von moralischem Schwarz-Weiß-Denken und von Gender-Binarität (im Anfangsstadium), non-binäre Figuren, Neopronomen, Own-Voice-Repräsentation (Neurodivergenz, bspw. Autismus), Ablegen von Misstrauen, falschen Erwartungen und Zweifeln, Kooperation, Freundschaft, Akzeptanz von Abstinenz.

Content Notes

Mangel an Selbstbewusstsein, Selbstzweifel, Krankheit (angedeutet), Depression, Höhenangst, Neid (angedeutet), Vorurteile, Stereotypisierung, Misogynie, Lookismus, Ableismus, Saneismus, Xenophobie, Mobbing, Belästigung (von Männern gegenüber Frauen), Gewalt gegen Frauen, Stichwaffen, Messer, Tod, Tod der Mutter bei der Geburt, Mord, Blut, Erwürgen, Sturz aus Gebäude, Beinaheertrinken, Narben und Verbrennungen, Körperverformung bzw. Selbstverletzung (Haare ausreißen etc.), Bodyhorrorelemente, Dreck (Fäkalien, Erbrochenes), Erbrechen, toxische, missbräuchliche Beziehung (nicht romantisch), Misshandlung und Vernachlässigung von Kindern, Tierquälerei (angedeutet), Alkoholmissbrauch, Kettenrauchen, Schulden, Hunger.

Teil 1

Die Welt zerbricht und du mit ihr. Du zerspringst in tausend kleine Stücke, wie eine weggeworfene Tasse, die niemand braucht.

Er ist nicht allein. Wieder hat er Besuch. Die Männer in ihren starren Anzügen müssen wichtig sein. Aber in deiner Wahrnehmung gleichen sie sich alle: dunkle Kleidung und Hüte. Du magst das nicht. Du hasst es, dass auch er einen Anzug trägt. So etwas steht ihm nicht. Früher hat er dieselben Sachen getragen wie du. Heute entfernt ihn seine Kleidung noch mehr von dir – jedes Stück ein Grenzstein. Immer weiter weg, bis du ihn kaum noch erkennen kannst.

Die Wut beginnt in dir zu sieden. Langsam zu kochen und gegen dein Innerstes zu sprudeln.

Wann er aufsteht, wann er auf Toilette geht und wann er ausgeht. All das kennst du, kannst es beinahe nachahmen und erreichst ihn doch nicht. Jeder Versuch, seine Aufmerksamkeit zu erregen, prallt ungehört und weggesehen an ihm ab.

Trotzdem willst du dich bemerkbar machen. Er soll wissen, dass du da bist, soll sich nicht mit anderen beschäftigen – soll sich mit dir beschäftigen.

Nur mit dir.

Mit dir.

Mit dir.

Mit dir.

Es kocht über. Deine Gedanken verlieren sich. Sie lösen sich auf. Alles verschwimmt.

Rot.

Er sitzt vor seinem Arbeitstisch, starrt für Momente mit leerem Blick auf ein weißes Blatt, dann beginnt er zögerlich zu schreiben. Du ergreifst die Chance, die sich dir bietet.

Von oben betrachtet siehst du schon kahle Stellen auf seinem Kopf. Der Stift in seiner Hand kratzt über das Papier, sein eigener Schatten nimmt ihm das Licht.

Obwohl du es noch nie gemacht hast, weißt du, was du tun musst. Ein Gefühl in dir leitet dich. Es ist dasselbe, dass deine Wut jedes Mal neu entfacht. Du konzentrierst dich, machst dich dünn. Die Grenze zwischen den Körpern verschwimmt. Du tauchst ein, bist plötzlich in ihm.

Du siehst mit seinen Augen auf den Text. Du führst seine Hand. Die Schwere seines Körpers drückt dich nieder. Du lässt den Stift fallen. Er wehrt sich, kämpft gegen dich an. Sein Geist versucht dich zu vertreiben. Du spürst, wie er nach dir greift. Einen Moment überwältigt er dich fast, dann merkst du: Du bist stärker, drängst ihn zurück.

Euphorie erfasst dich. Wann hattest du ihm je etwas entgegenzusetzen?

Sein Blick, geführt von dir, huscht über den Tisch; neben den offenen Briefen findest du das Gesuchte.

Lang und scharf ist es. Es ist das Messer, das er immer dabeihat. Jetzt liegt es verdeckt, beinahe versteckt, unter Papieren. Glänzt im letzten Licht der Sonne.

Probierend tippst du mit der Fingerspitze gegen die Schneide und ziehst sie schnell wieder zurück. Spitz. Genau richtig. Du setzt es an.

Das Messer drückt auf die Haut. Er schreit in seinem [deinem] Inneren auf, versucht seinen [deinen] Arm wegzuziehen. Deine Präsenz füllt ihn jedoch so sehr aus, dass er nur kurz zuckt und sich nicht weiterbewegen kann.

Während du die Klinge erneut ansetzt, tobt er hilflos. Doch er ist nur ein wehrloser Hase im Maul eines Fuchses.

Seine [deine] Mundwinkel heben sich. Ein Lächeln. Verzerrt. Hin- und hergerissen zwischen ihm und dir.

Fester und fester wird dein Druck, bis seine [deine] Haut nicht mehr standhält und nachgibt. Eine kleine rote Linie bildet sich, ein Tropfen Blut rinnt über das Handgelenk.

In einem erneuten Kraftakt zieht er das Messer weg, doch du scherst dich nicht darum. Mit einem Ruck und ohne zu zögern, schneidest du senkrecht über das Handgelenk, den Arm hinunter. Die rote Linie klafft auf. Das Blut fließt endlich ungehindert.

Es kitzelt beinahe, wie es den Arm entlang strömt, sich an den dunklen Härchen aufstaut, bis die Last zu schwer wird und es nach unten rinnt. Als Pfütze sammelt es sich auf dem Tisch. Papier saugt es auf, färbt sich rot.

Weiß schwindet.

Sanft streichst du über das Blut, malst kraklige Linien mit ihm.

Das Messer wandert in die andere Hand. Nur mit Mühe bekommst du es mit den Fingern zu fassen.

Auch über das linke Handgelenk ziehst du die Klinge – diesmal ohne die geringste Gegenwehr. Du hörst ihn inzwischen nur noch wimmern. So leise, dass es auch Einbildung sein könnte. So leise, dass du es einfach ignorieren kannst. Soll er doch merken, wie es dir ergangen ist.

Kein Warten, kein Drücken, kein Überlegen.

Scharfer Schmerz blitzt im Körper auf. Das Messer entgleitet dem kraftlosen Griff.

Mit einem Klappern bleibt es auf dem Tisch liegen. Blut rahmt es ein. Beide Handgelenke und Arme brennen, als würde jemand eine Flamme in die Wunden halten. Längst kitzelt es nicht mehr, zurück bleibt nur Schmerz. Er breitet sich in seinem [deinem] ganzen Körper aus.

Doch was ist dieser kleine Schmerz gegen deinen?

Nichts.

Dein Schmerz reicht über den Himmel hinaus.

Dein Schmerz bedeckt die Welt.

Du willst zerstören, zerhacken, zerfetzen. Nichts soll heil bleiben. Alles soll sich auflösen. Soll zerspringen und verschwinden, so wie du. So wie er.

Klein und unscheinbar hämmert er gegen die Mauern, die du errichtet hast. Du spürst seine Angst, als wäre es deine. Zärtlich deckst du ihn mit deinem eigenen Schmerz zu. Erdrückst ihn, nimmst ihm die Luft zum Atmen.

Merkt er denn nicht, dass es längst zu spät ist? Warum sich noch wehren? Du wirst ihn nicht mehr hergeben, und das lässt du ihn spüren. Nie wieder wird er dich benutzen. Das hat er einmal zu oft getan.

Deine Wut spült rot über ihn hinweg. Nimmt Welle für Welle etwas von ihm mit, bis nichts mehr übrigbleibt. Er kann es nur bewegungslos unter dem Gewicht deines Schmerzes über sich ergehen lassen.

Du brandest mit all deinem Sein in ihm auf, zeigst ihm, wer du bist, – und zum ersten Mal seid ihr gleichgestellt. Keine beißenden Kommentare. Kein Bespucken. Keine Schläge. Ihr steht euch gegenüber und

du überragst ihn. Er ist nur noch ein kleines Bündel aus Angst, Schmerz und Unverständnis. Er ist ein Nichts und du bist ein Alles.

Triumph mischt sich unter das Brennen seiner [deiner] Wunden. Als er merkt, dass es seinem Ende zugeht, klammert er sich an dich, fleht dich an. Doch du schüttelst seinen Griff ab. Trittst nach ihm. Immer und immer wieder.

Das endgültige Zerspringen seines Geistes hallt wie das Brechen von Knochen durch euren Kopf.

Der Körper wird schwächer, ihm fehlt die Lebenskraft. Sein Geist liegt als zertrümmerte Masse vor dir.

Deine Wut und dein Schmerz wallen weiter auf und ab, während das Blut noch tropft und fließt. Es ist rot.

Rot.

Rot.

Rot.

Kapitel 1

Wasser klatschte auf meine Füße. Dreckstückchen bespritzten den Kimono. Geschockt blieb ich stehen und sah der Rikscha hinterher. Sie dampfte ungehindert weiter.

Für einen Moment löste ich mich auf. Passanten gingen um mich herum, weitere Fahrautomaten tuckerten auf der Straße – jedes Mal haarscharf an der Pfütze neben mir vorbei.

»Noch schlimmer geht es nicht mehr«, murmelte ich und setzte mich mühsam wieder zusammen. Meine Einzelteile fügten sich zu einem Ganzen, nicht ganz passend, aber doch funktionsfähig.

Langsam sickerte das Wasser in meine Tabi und ich schüttelte kurz erst einen, dann den anderen Fuß. Das Holz der Geta fühlte sich rutschig an.

Was feucht ist, ist feucht, dachte ich. *Hoffentlich trocknet alles bis morgen.*

Mit hängenden Schultern und den Blick auf den Boden gerichtet ging ich an Manufakturen vorbei, die sich aneinanderreihten wie Perlen an einer Schnur. Die Sonne stand schon tief, und ein kühler Wind, der die Straße hinaufwehte, ließ mich erzittern. Der Regen der letzten Tage hatte zwar aufgehört, aber wärmer war es dadurch nicht geworden.

Nach und nach musste ich immer mehr Menschen ausweichen. Die Umgebung belebte sich. Aus hohen Bürogebäuden mit gläsernen Augen strömten Männer in Anzügen. Arbeiter in verdreckter Kleidung sammelten sich vor kleinen Essensständen oder Kneipen. Raues Lachen und der Geruch von Tabakrauch wehten von ihnen herüber.

Frauen unterhielten sich in Türen stehend miteinander. Selbstfahrende Lastenautomaten transportierten Kisten und Säcke mit

Lebensmitteln, während Händler neben ihnen herliefen. Regelmäßig wich ich den modernen Rikschas aus, wenn diese durch die schmalen Gassen vorbeizuckelten und dabei kleine Rauchfahnen ausspuckten. Die Fahrzeuge ohne Zugstangen bestanden aus Zedernholz. Menschliche Kraft war bei ihnen nicht mehr vonnöten, stattdessen sorgte eine kleine Dampfmaschine unter der Sitzbank für Antrieb. Sehnsuchtsvoll sah ich den Fahrautomaten hinterher. Seit ich in Tōkyō war, war es mein Wunsch, einmal mit einem einen Ausflug zu machen, doch entweder brauchte ich dafür eine spezielle Erlaubnis, einen eigenen Fahrer oder Geld.

Nein, so ein Luxus ist nicht drin. Trotzdem lässt es sich sicher bequemer und schneller darin reisen, überlegte ich. *Vielleicht könnte es ja was werden, wenn ich endlich eine Anstellung mit einer besseren Bezahlung bekomme.* Kurz blitzte dieser hoffnungsvolle Gedanke in mir auf, doch bevor ich mich daran festklammern konnte, flüsterte mir meine Stichelstimme zu: *Wenn du eine Anstellung bekommst. Du weisst selbst, wie aussichtslos deine Lage ist. Hast du das etwa vergessen?*

Als ob ich das vergessen könnte. Wenn mich nicht eine kleine fiese Stimme in meinem Inneren daran erinnerte, dann hatte ich das Ereignis der letzten Stunde noch bildhaft vor Augen.

Ein weiteres erfolgloses Bewerbungsgespräch. Eine weitere Absage. Noch eine Niederlage.

Ich rieb mir über die Arme. Noch meinte ich, die Blicke des Fabrikaufsehers auf mir zu spüren. Die Musterung meiner Person.

Was kann ich denn dafür, dass ich noch keine Beurteilung meiner Arbeitsfähigkeiten oder eine Bürgschaft habe? Ich bin eben erst seit einem Monat in Tōkyō, dachte ich.

In meine Gedanken versunken lief ich an den überdachten Einkaufsstraßen vorbei. Zu jeder Tageszeit war dort etwas los. Der Geruch von warmen Oden wehte zu mir und mein leerer Magen verkrampfte sich. Kurz bewunderte ich die vielen Werbetafeln, die in jeder erdenklichen Größe um die Aufmerksamkeit der Passanten buhlten. Das alles fühlte sich noch immer wie eine vollkommen neue Welt an, in die ich kurz eintauchte, aber auch schnell wieder in sozusagen gewohnten Gewässern schwamm.

So ließ ich die Hektik des fortschrittlichen Tōkyōs hinter mir und erreichte nun das Gassenlabyrinth von Kanda, meinem derzeitigen Wohnort. Dieses Viertel hatte kein Strahlen und Glitzern, vielmehr wurde es von heruntergekommenen Läden und wenig einladenden Kneipen und Teehäusern dominiert. Hier spüre man, laut meiner Hauswirtin, noch den Geist des alten Edos.

Ich war mir nicht sicher, ob mir dieser Geist gefiel, aber Yamada-san schien davon ganz begeistert zu sein. Sie trauerte, wie so viele andere Bewohner der Stadt unter der Regierung des Meiji-tennōs hinterher. Damals war angeblich alles viel besser, und einzelne Stadtteile wären sicher nicht derart vernachlässigt worden – so Yamada-san. Ich kannte dieses Edo nicht, und das neue Tōkyō hatte sich seit meiner Ankunft noch nicht von seiner freundlichen Seite gezeigt.

Geschrei ließ mich aufhorchen. Ich hob den Blick und bemerkte, dass es nicht mehr weit bis zu meinem Zimmer war. Ich befand mich in einer jener Straßen, die ich bei einbrechender Dunkelheit am liebsten mied. An ihren Seiten reihten sich Wohnhäuser, die mir ihre abweisende Front zeigten, und ein, zwei Izakayas, aus denen Wärme und Lärm auf die Straße tropften. In Kanda gab es das neue elektrische Licht nicht, denn bisher waren die Leitungen noch nicht bis dorthin verlegt worden. Wir hatten weiterhin die

bekannten runden Rüböllaternen aus Papier. Diese sah ich in unregelmäßigen Abständen vor den Häusern hängen und einen kleinen kreisförmigen Lichtkegel spenden. In solchen Gässchen wie vor mir gab es jedoch keine Lampen, ein Grund, warum ich einen Bogen um sie machte.

Außerdem hatte mir Yamada-san von Beginn an eingeschärft, dass ich auf gar keinen Fall bei Nacht in eine solche Gasse gehen sollte. Angeblich waren dort schon mehr Mädchen verschwunden, als man zählen konnte. Bisher hatte ich mich daran auch tunlichst gehalten. Heute jedoch zog mich das verunglückte Flüstern von Stimmen an. Langsam und neugierig ging ich ein paar Schritte näher an eine der Gassen heran, um mehr verstehen zu können. Es waren hohe, noch kindliche Stimmen, die miteinander stritten.

»A-chan, wir sollten gehen. Ich mag es nicht, wenn es dunkel ist!«

»Was bist du für ein Schisser! Uns passiert schon nichts.«

»Aber, wenn der Besitzer vorbeikommt … Der wird doch sicher böse sein. Komm, A-chan. Komm.«

»Ach was, da gibt es keinen Besitzer. Das ist nur ein Streuner, der es gewagt hat, in unsere Gasse zu gehen. Ich habe dir doch gesagt, dass ich hier der Herrscher bin, und niemand darf ohne meine Erlaubnis rein. Deshalb muss er bestraft werden.«

»Aber trotzdem, A-chan. Er bewegt sich ja gar nicht mehr. Lass uns gehen. Mama wartet sicher schon mit dem Essen auf uns.«

Ein Schnauben. Anscheinend glaubte A-chan die Aussage nicht. *Zwei Kinder?*, fragte ich mich. *Aber was machen sie dort? Ist das ein Spiel? Und wer soll da sein und sich nicht mehr bewegen?*

Ich biss mir auf die Unterlippe. Zwar glaubte ich nicht, dass es sich um ein anderes Kind handelte, über das geredet wurde, aber was konnte es sonst noch sein?

Meine Hände verkrampften sich ineinander, drückten schmerzhaft zu. Hatten die Kinder vielleicht ein Tier gequält? Zu gerne würde ich helfen, wusste aber nicht, wie ich mich in dieser Situation verhalten sollte. Was machte man denn da am besten?

Eigentlich ist es ganz klar, dass ich wohl weitergehen sollte. Ich glaube, dass das alle so machen würden *und die ganze Sache geht mich eh nichts an, aber …*

Unschlüssig blickte ich in Richtung der schwarzen Gasse und versuchte, mich dazu zu bringen, mich zu bewegen. Doch bevor ich mir weitere Gedanken machen konnte, wurde eine Tür auf der anderen Straßenseite mit einem lauten Knall aufgeschoben. Vor Schreck zuckte ich zusammen und holte erleichtert Luft, als ich erkannte, dass es nur eine Frau war, die ihren Kopf aus dem Hauseingang streckte. Sie beäugte mich erst misstrauisch, dann rief sie über die Straße hinweg, ohne sich um die anderen Menschen zu kümmern: »Akari, Ryō, wenn ihr beiden nicht sofort kommt, dann geht ihr ohne Abendessen ins Bett!«

Aus dem Gässchen hörte ich ein erschrockenes Luftholen und einen leisen Fluch, dann wurden rasche Schritte laut. Gerade noch rechtzeitig konnte ich beiseitetreten, um nicht von zwei Jungen umgerannt zu werden, die an mir vorbeisprinteten. Sie rannten auf die Frau zu, die den beiden unsanft über den Kopf fuhr und grob und weithin dröhnend fragte: »Was habt ihr schon wieder gemacht? Ich habe euch schon oft genug gesagt, dass ihr dort nicht hingehen sollt! Ihr wisst doch, wie gefährlich …« Damit schloss sich die Tür, und ich wurde vom weiteren Gespräch ausgesperrt.

Kurz blickte ich die Straße hinunter und konnte das Wohnhaus, in dem ich einen Schlafplatz hatte, schon erahnen. Es wirkte verführerisch

nah und ich war so unendlich müde, doch der Gedanke an ein Lebewesen, das möglicherweise Hilfe brauchen könnte, ließ mich nicht los.

Es betrifft mich eigentlich nicht, und die Gasse ist auch dunkel, aber … liegen lassen möchte ich niemanden, überlegte ich und verlagerte weiterhin unschlüssig mein Gewicht von einem Fuß auf den anderen.

Erst langsam, dann immer schneller stieg etwas in mir auf. Ich konnte das Gefühl nicht benennen, doch wie eine Kolonne von Ameisen begann es, durch meinen Körper zu wandern, ihn so lange zu piesacken, bis mir klar wurde: Ich konnte nicht einfach weitergehen. Trotz der Zweifel wollte ich mich vergewissern, dass es dem Wesen in der Gasse gut ging.

Du und dein falsches Pflichtbewusstsein, kam es ungebeten aus den Tiefen meiner Gedanken, doch ich atmete nur einmal kräftig durch und betrat dann den engen Durchgang. Mein Rücken schirmte das restliche Licht ab, das noch am Rand der Gasse lauerte, und mein langer Schatten gesellte sich zu den anderen, die sich auf dem Boden tummelten. Er wurde sofort aufgenommen. Schattenhände erfassten ihn und zogen ihn weiter in die dunkle Gemeinschaft hinein.

Ich begann, leise zu summen – mein Schutzschild an gruseligen Orten. Schwärze nahm mich gefangen, und es schien mir, als würden die Schatten auch nach mir greifen und mich zu einem von ihnen machen wollen. In sie einzutauchen, dessen war ich mir vollkommen sicher, war gleichbedeutend mit dem Tod.

Was für ein alberner Gedanke. Ich habe viel zu viele Geschichten gehört, aber trotzdem hätte ich einfach nach Hause gehen sollen, schalt ich mich, während ich mich vorantastete. Das Kribbeln in meinen Fingerspitzen war inzwischen abgeebbt. Stattdessen breitete sich Kälte in ihnen aus.

Mit beiden Händen ausgestreckt erfühlte ich die rauen Holzfassaden der Nachbarhäuser, um mich zu orientieren. Es kam mir vor, als würde ich mich Stunden durch die Dunkelheit tasten, aber in Wahrheit waren es vielleicht drei große Schritte, dann spürte ich etwas am rechten Fuß und erstarrte. Nach einem Moment des Haderns ging ich in die Hocke. Bedächtig lehnte ich meinen Körper ein Stück nach links, um mehr schummriges Lampenlicht vorbeizulassen, und versuchte zu erkennen, was vor mir auf dem Boden lag.

Undeutlich konnte ich eine schwarze Gestalt ausmachen – zumindest wirkte sie so, aber vielleicht hatten die Schatten sie schon teilweise verschluckt und ihre Farbe geändert? Für den Bruchteil einer Sekunde vermeinte ich das Aufleuchten von Augen zu sehen, doch das Licht reichte nicht weit genug, um das genau sagen zu können.

Ich zog die Augenbrauen zusammen, verharrte kurz, dann streckte ich die Hand aus. Stück für Stück, bis ich schließlich weiches Fell an den Fingerspitzen fühlte. Ein Fauchen antwortete auf meinen Kontaktversuch, und ein Verdacht keimte in mir auf: *Ist das eine Katze?*

Ich nahm nochmals allen Mut zusammen und versuchte, die Katze – wenn es denn eine war – mit beiden Händen hochzuheben, um sie von hier wegbringen zu können. Außerhalb der Gasse würde ich wenigstens erkennen können, ob sie verletzt war.

»Verflu…«, zischte ich durch meine zusammengepressten Zähne hindurch, als ich ein scharfes Brennen an meiner linken Hand spürte. Das Tier hatte mich gebissen. Vor Schreck hätte ich es beinahe fallen gelassen, doch ich hielt es weiter fest und presste den sich schwach wehrenden Körper an meine Brust. Danach stemmte ich mich hoch, drehte mich um und wankte erleichtert dem Lichtschein entgegen. Zu meiner Überraschung wog das Tier viel mehr, als ich angenommen hatte.

Ist das nicht ein bisschen zu schwer für eine Katze? Wie seltsam. Außerdem hat sie sich auch direkt hochheben lassen. Ist sie so verletzt oder ist das vielleicht doch gar keine Katze? Aber was soll es sonst sein? Unaufgefordert klopften die Gedanken an.

Natürlich ist es eine. Alles andere wäre lächerlich.

Aber, führte der Gedanke weiter aus, der sich so leicht nicht abschütteln ließ, *wenn nicht? Was ist, wenn ich etwas anderes im Arm habe? Hätte ich Yamada-sans Warnung lieber beherzigen sollen? In Tōkyō gibt es schließlich mehr als nur uns Menschen – auch wenn ich noch nie einen von* ihnen *gesehen habe. Es könnte also gut sein …*

Ich unterbrach mich selbst: *Nein. Nein. Nein. Ich habe eine* Katze *gerettet. Sie hat mich doch sogar gebissen.*

Der pulsierende Schmerz in meiner Hand war schließlich der Beweis dafür. *Ich habe auf meinem Arm eine sehr schwere, aber auch sehr ängstliche Katze, die gerade von Kindern geärgert wurde und jetzt Menschen satthat. Nicht mehr und nicht weniger.* Daran hielt ich mich fest, weil alles, was darüber hinausginge, meine Angst nur noch steigern würde. Und mein Herz klopfte schon laut genug in meiner Brust.

Ich trat wieder auf die beleuchtete Straße und sah sofort auf meine Arme. Erleichtert ließ ich die unbewusst angehaltene Luft mit einem Zischen entweichen. Es war tatsächlich eine Katze. Eine schwarze, die mich aus gelben Augen ansah. Ich vermeinte, einen Kater zu tragen – einen wirklich mächtigen Kater, der sicher einen mittelgroßen Hund verjagt hätte und mir im Stehen bis zu den Knien reichen würde. Mich überkam das Gefühl, dass das Tier mich ebenso musterte wie ich es.

»Keine Sorge. Ich kümmere mich um dich. Gleich schaue ich nach deinen Verletzungen«, redete ich ihm gut zu. Bei diesen Worten schloss der Kater beinahe schicksalsergeben die Augen und ließ sich

von mir die Straße entlang bis zur nächsten Ecke und zu meinem Wohnhaus tragen.

Erst kurz vor dem Haus fiel mir der Haken an der Katzenrettung auf: Wie sollte ich das Tier vor meiner Vermieterin verstecken? Schließlich waren Haustiere aller Art verboten.

Ich verlangsamte meinen Schritt und grübelte nach einer Lösung. *Zurücklassen will ich ihn nicht. Noch kann ich nicht genau sagen, ob er verletzt ist. Und Angst scheint er auf jeden Fall zu haben. Aber was soll ich machen?*

Ideen kamen mir keine. Mein Kopf fühlte sich leer an, und meine Augen brannten plötzlich vor Müdigkeit. Jeder Gedanke kämpfte sich langsam, wie unter Wasser, zu mir hoch. Ich brauchte eine Strategie – das wusste ich, denn sonst wäre ich bei der ersten Nachfrage von Yamada-san aufgeschmissen. Nur durch ein vorheriges Zurechtlegen von Worten und Sätzen schaffte ich es normalerweise, mit anderen Menschen zu reden. Doch mir fiel nichts ein. Nervosität vor der unbekannten Situation verdrängte die Erschöpfung des Tages. Das unangenehme Kribbeln, die Ameisen in mir, kehrte zurück. Es nistete sich unter meiner Haut ein und ich widerstand dem Versuch mich zu kratzen nur, weil ich den Kater trug.

Vorsichtig öffnete ich die unverschlossene Haustür und schielte in den Flur. An der Rezeption, die an den meisten Tageszeiten entweder von Yamada-san oder ihrer Tochter besetzt war, befand sich gerade niemand. Gedämpft konnte ich aus der Küche meine Vermieterin lachen hören. Wortfetzen drangen an meine Ohren. Ob sie heute Gäste hatte? Dann war das meine Chance! Wenn Yamada-san jemanden bewirtete, dann kümmerte sie sich nicht um ihre Mieterinnen, sondern blieb unten in ihrer Wohnung.

Ich blickte noch mal auf den Kater, der sich jedoch bis auf ein langsames Zucken mit der Schwanzspitze nicht rührte. »Gleich sind wir oben«, flüsterte ich ihm zu und versuchte, mir damit selbst Entschlossenheit einzureden.

Denn wenn sie mich jetzt sieht, dann wird alles reden nichts helfen. Beim Tierverbot im Haus ist sie sehr unmissverständlich gewesen. Ob sie mich wohl rauswerfen wird, wenn sie den Kater entdeckt? Das wäre das Letzte, was ich gebrauchen könnte. Wo verstecke ich ihn am besten?

So leise wie möglich und trotzdem darauf bedacht, den Flur rasch hinter mich zu bringen, ging ich weiter. Das Licht, das durch die mit Papier überzogene Tür drang, schien fast zu hell. Ich fühlte mich wie auf dem Präsentierteller und erhöhte nochmal meine Geschwindigkeit. Als ich schon fast an der Treppe war, rief Yamada-san plötzlich: »Wer ist da?«

Erwischt. Panisch blieb ich stehen und presste mit viel zu hoher Stimme hervor: »Ich bin es, Yamada-san. Ich, Mikumo Sai. Und ich … ich bin gerade nach Hause gekommen.«

»Ach, du bist es, Sai-chan. Dann ist ja alles gut. Ich wollte nur sichergehen, dass nicht eines der anderen Mädchen einen Mann mitbringt, der sich ihr Verehrer schimpft. Das ist gestern schon wieder passiert! Ich weiß gar nicht, ob du das mitbekommen hast? Aber das ist auch unwichtig, bei dir weiß ich, dass du so etwas nie machen würdest. Du bist ein braves Mädchen.«

Bei diesen Worten spürte ich einen kleinen Stich, und mein schlechtes Gewissen meldete sich. Zum Glück sprach meine Vermieterin so schnell weiter, dass ich keine Chance hatte, länger nachzudenken.

»Ich hoffe, dass dein Gespräch bei der Baumwollmanufaktur heute erfolgreich war. Wasser habe ich dir an den Futon gestellt. Ich

wünsche dir eine geruhsame Nacht«, sagte Yamada-san und wandte sich mit einem »Das war eine meiner neueren Mieterinnen«, wieder an ihre Gäste.

Zum zweiten Mal an diesem Abend seufzte ich befreit auf. *Zum Glück lässt sie einen fast nie zu Wort kommen. Aber trotzdem … Belügen möchte ich sie nicht … Das ist nicht richtig von mir*, dachte ich. *Doch zumindest habe ich keinen Mann mit ins Haus gebracht, sondern nur einen Kater.*

So richtig konnte ich mein Gewissen mit dieser Argumentation nicht beruhigen, aber ich hastete die Treppe nach oben – wobei ich beinahe gestolperte wäre, da das ungewohnte Gewicht des Tieres mich aus dem Gleichgewicht brachte.

Bis auf diesen Zwischenfall blieb mir das Glück seltsam treu, und ich begegnete keiner meiner Mitbewohnerinnen. Entweder waren sie bei der Arbeit, verbrachten den Abend auf den Zimmern oder waren noch unterwegs – ob allein oder heimlich mit einem Verehrer, wie Yamada-san die meist noch jungen Männer nannte, war nicht meine Angelegenheit.

Vor dem Schlafraum blieb ich stehen und schob langsam mit dem linken Fuß die Tür auf. In das Zimmer schielend versuchte ich zu erkennen, ob der Weg zu meinem Schlafplatz frei war. Soweit ich sehen und am leisen Atmen hören konnte, waren noch nicht alle meiner Zimmernachbarinnen da – und wenn, schliefen sie schon längst.

Ich wandte mich an den Kater und flüsterte ihm zu: »Jetzt musst du leise sein. Wir müssen nur zu meinem Futon kommen, und dann kannst du dich ausruhen.«

Das Tier öffnete kein Auge. Ich schluckte nochmal, schlüpfte aus meinen Schuhen und schlich an den anderen abgetrennten Bereichen

und dem niedrigen Tischchen im Vorderbereich vorbei. Dabei hinterließ ich kleine, nasse Abdrücke auf den Tatamimatten.

Es fühlte sich beinahe magisch an, dass niemand mich bemerkte. Normalerweise hörte man es genau, wenn eine von uns das Zimmer betrat – manchmal bekam ich es sogar mit, wenn sich im Raum neben uns jemand hinlegte. Wer in Tōkyō wohnte und wem das nötige Kleingeld fehlte, der lebte nun mal eng an eng. Und das bedeutete auch, dass jegliche Ruhe ein ferner Wunschtraum war.

Aus diesem Grund stutzte ich kurz über die Reibungslosigkeit, mit der ich meinen abgetrennten Bereich erreichte. Doch die Erleichterung überwog.

Vielleicht, so überlegte ich und zog vorsichtig den Trennvorhang zu, nachdem ich den Kater auf den Futon abgesetzt hatte, *sind die Götter mir gnädig gesinnt, weil der restliche Tag so schlecht verlaufen ist*.

Kniend zündete ich eine kleine Kerze an und musterte den Kater, der sich majestätisch auf meiner Decke ausgebreitet hatte.

Kein Blut und auch keine anderen Verletzungen, stellte ich auf den ersten Blick fest. Um sicher zu sein, musste ich ihn anfassen. Vorsichtig streckte ich die Finger aus, aber das Fell des Katers stellte sich sofort auf und er fauchte mich abermals an. Rasch zog ich die Hand wieder zurück und legte sie in den Schoß. Das Brennen an der anderen erinnerte mich nur zu gut daran, dass ich ein wehrhaftes Tier vor mir hatte.

»Alles gut. Dann lasse ich dich erst mal in Ruhe. Die Jungs haben dir nichts getan, oder? Ich gebe dir ein bisschen Wasser. Bestimmt hast du Durst. Ich weiß nur nicht, ob ich etwas Gutes zu Essen für dich habe – allein die Reste von gestern Abend sind noch da. Aber die können wir uns teilen. Ich heiße übrigens Mikumo Sai, aber du kannst mich Sai nennen. Wie heißt du denn?«

Mein Wispern kam als ein Wortschall heraus und ich lachte leise und verlegen. Wer führte schon Selbstgespräche mit einem illegal in ein Zimmer geschmuggelten Kater?

Und fragt ihn auch noch nach seinem Namen?

Wie um mir diesen Fehler vorzuführen, gähnte das Tier nur.

Die Situation fühlte sich unangenehm an. Ich begann, mich zu schämen. Um dem zu entgehen, redete ich rasch weiter: »Nun, wenn du mir deinen Namen nicht verraten willst, dann nenne ich dich einfach Kuro. Das passt doch, oder? Denn so nennen wir zu Hause alle schwarzen Katzen. Gut, Kuro, dann suche ich uns etwas zu essen!«

Damit krabbelte ich in die obere Ecke meiner Schlafecke und griff dort nach einer abgedeckten Schüssel.

Dabei flüsterte ich dem Kater zu: »Weißt du, du scheinst heute einen echt schwierigen Tag gehabt zu haben. Mir geht es ähnlich. Ich wurde bei der zehnten Fabrik abgelehnt. Wenn ich nicht bald eine bessere Anstellung finde, dann werde ich die Miete nicht mehr zahlen können.«

Warum ich dem Kater mein Leid klagte, konnte ich nicht wirklich sagen. Vielleicht brauchte ich einfach jemanden zum Reden. Jemanden, der mich nicht gleich verurteilte.

Die Sorge, wie ich am nächsten Morgen den Kater im Zimmer erklären würde, verschob ich erst mal. Vielleicht würde mir in der Nacht noch etwas einfallen. Hinter mir folgten Kuros gelbe Augen den restlichen Abend jeder meiner Bewegungen.

Kapitel 2

Kuro ist weg.

Der Gedanke füllte meinen Kopf und ließ keinen weiteren zu. Er dröhnte lautstark, während ich die Tische putzte. Bei der Arbeit, die ich hinter mir lassen wollte, um ein besseres Leben zu haben.

Weg. Weg. Weg.

Die Worte tanzten im Einklang mit meinen Wischbewegungen. Ich konnte es nicht verstehen. Wie hatte der Kater verschwinden können?

Ich war mir vollkommen sicher, dass Kuro mich eingerollt auf meinem Schal neben dem Futon beobachtet hatte. Während ich mir das Gesicht gewaschen und meinen Kimono vorsichtig zum Trocknen ausgebreitet hatte, schloss er scheinbar gelangweilt die Augen. Da ich selbst von der Aufregung müde war, fiel ich bald in einen traumlosen Schlaf.

Aber am nächsten Morgen ... am nächsten Morgen war Kuro verschwunden. Ich hatte den Kater in allen Ecken des Gemeinschaftszimmer gesucht, mich vorsichtig im Flur umgesehen und einen Blick in den Lagerraum und die Abstellkammer geworfen – doch Kuro konnte ich nirgendwo entdecken.

Wie hat er das nur geschafft? Wenn Yamada-san oder eine der anderen ihm begegnet wären, dann hätte ich davon doch etwas mitbekommen, oder? Zumindest das Geschrei hätte ich hören müssen, und er selbst kann ja schlecht Türen öffnen, überlegte ich und versuchte, mir gleichzeitig einzureden, dass ich doch froh sein sollte. Schließlich kam ich so nicht in die Verlegenheit zu erklären, wie der Kater in den Schlafraum gekommen war.

Und es gibt keinen Ärger mit Yamada-san. Der eigentlich positive Gedanke hob jedoch meine Stimmung nicht. Ich wollte es nicht zu-